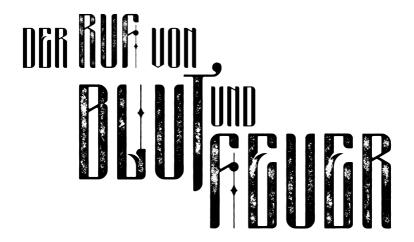
## AXEL GASCHÉ



GedankenReich Verlag N. Reichow Neumarkstraße 31 44359 Dortmund www.gedankenreich-verlag.de

## DER RUF VON BLUT UND FEUER

Text © Axel Gasché, 2022 Cover & Umschlaggestaltung: Phantasmal Image

Lektorat: A.C. LoClair
Korrektorat: Die Buchstabenflüsterin
Satz & Layout: Phantasmal Image
Covergrafik © shutterstock
Innengrafiken © shutterstock
Druck: printed in poland

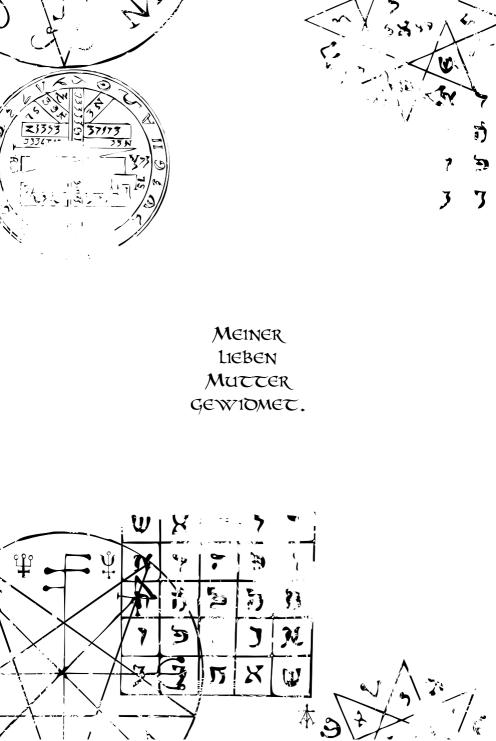
## ISBN 978-3-

© GedankenReich Verlag, 2022 Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.









Meine Geschichte beginnt in den schmutzigen Gassen von Winterburg. Dort, wo das Kopfsteinpflaster von Dreck verkrustet ist und wo sich der ganze Mist aus den höhergelegenen Vierteln mit dem nächsten Regenguss anhäuft und man bis zu den Knöcheln durch die Scheiße von Menschen und Tieren watet. Dort, in diesen Gassen lebte ich und ging meinem Handwerk nach. Ein Schneiderlein war ich. Von Lug und Betrug. Mit dem Gefühl der Freiheit in der Brust und einem Hunger, der sich nie ganz bezwingen ließ.

Ich könnte wohl sagen, dass es der Hunger war, der mich meinen Weg einschlagen ließ. Ich könnte sagen, dass es die Verzweiflung war, die mich in die Arme von Mitja, dem Totengräber trieb, vielleicht auch eine Mischung von beidem.

Doch je öfter ich darüber nachdenke, muss ich mir eingestehen, dass diese Umstände wohl nur der Tropfen waren, der das Fass zum Überlaufen brachte, ein langersehnter Vorwand, durch den ich die Gelegenheit bekam, meinen Trieben zu folgen.

Ich glaube, schon damals besaß ich ein sorgsam gehegtes Streben nach Macht und Beherrschung. Da war dieser Keim des Bösen, den ich nur schwer leugnen konnte. Eine Neigung zur Abscheulichkeit, die mir in den Nebeln meiner Kindheit zugeflogen war und die ich in mir aufsog wie ein Schwamm. Manchmal will es mir scheinen, als sei es Schicksal gewesen, dass ich Mitja traf.

Doch ich darf nichts vorwegnehmen. Alles muss erzählt werden. Die leichtfüßigen Anfänge der Unwissenheit bis hin zu den verstörenden Ereignissen, die mich diese Zeilen niederschreiben lassen.

Ich will vom Guten wie vom Schrecklichen berichten, ebenso von der tiefsitzenden Wurzel so mancher Ungerechtigkeit: der Einfältigkeit.

Denn einfältig war ich. Und vielleicht bin ich auch jetzt, am Ende meines Lebens angelangt, nichts anderes als einfältig genug, um diese Geschichte niederzuschreiben.





s war zunächst nur ein Gefühl, dass er da war. Dieses Gefühl war greifbarer als alles, was mir geschärfte Sinne hätten vorgeben können. Ich spürte, dass da jemand war, unsichtbar zwar und dennoch, das konnte ich förmlich schmecken, jemand, der mich mit finsteren Augen und verstocktem Herzen beobachtete.

Ich klopfte Ziegel ab, suchte unter Fliesen nach versteckten Hohlräumen, sogar in den Überresten des Brunnens suchte ich nach dieser Bedrohung, diesem Schatten, den ich in meiner Nähe spürte und der einfach nicht zu fassen war.

Da ist niemand, redete ich mir Mut zu. Du verlierst die Nerven in der Dunkelheit. Niemand kann dich hier finden.

Doch da war jemand. Seit zwei Tagen und zwei viel längeren Nächten schon ahnte ich, dass ich nicht mehr allein in meiner Ruine war. Und dieser Gedanke nagte an mir wie kein zweiter.

Sechs Jahre lebte ich bereits an diesem Ort. Es war nicht mehr als ein verfallenes Langhaus, ganz aus Stein erbaut, mit einem Turm, dessen Spitze in sich zusammengefallen war. Ein Hinterhof, an dem die Fluten der Wimmer vorbeirauschten, ein Brunnen, ein Schweinestall - das war es schon. Ein ganz gewöhnlicher Ort, wenn da nicht der Zauber gewesen wäre, der auf diesem Gebäude lag.

Wie ein Artist, der eine Münze verschwinden lassen konnte und manchmal das staunende Publikum mit offenen Mündern zurückließ, war es so, als hätte jemand Backstein für Backstein, Schindel für Schindel des Langhauses für die Augen der Winterburger unsichtbar gemacht. Es war nützliche Magie, nur für meine Augen sichtbar. Niemand außer mir hätte diesen Ort finden können.

Jetzt aber spürte ich, dass da jemand war, der mich beobachtete. Es war nur eine Ahnung, zwischen den rauschenden Fluten der Wimmer hinweg. Das Rascheln eines Blattes, das Knacken eines Zweiges, waren da Schritte in der Dunkelheit? Fast glaubte ich, ein leises Klingeln zu hören. Als würde man ein paar Schellen tüchtig durchschütteln. Da war noch etwas, das mir auf mein Gemüt schlug. Ein Geruch, zuerst so flüchtig, dass ich meinte, ich hätte ihn mir nur eingebildet.

Faulendes Fleisch, dachte ich und im selben Augenblick war er wieder verschwunden.

Dieser Geruch tauchte auf, wann er wollte, störte meine Ruhe und nahm Geist und Körper in Beschlag. Ich wurde ein Getriebener in meinem eigenen Heim, zögerte den Schlaf immer weiter hinaus und ließ das Feuer im Innenhof länger brennen, hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen, zu fliehen und dem Trotz, meine geliebte Ruine nicht aufzugeben. Ich kann nicht sagen, wie oft ich alles abgesucht hatte. Nach Spuren, die meinen Verdacht bestätigt hätten. Doch es blieb nur dieses Gefühl der Unruhe, das einem die Haut jucken lässt und mich wie ein Vögelchen aufscheuchte.

Am dritten Tag dann, nach einer Nacht, in der mir wenig Schlaf vergönnt war, begrüßte ich die Morgensonne, atmete einmal tief durch und zog fluchend die Tür des Langhauses hinter mir zu.

Schon bald hatten mich Winterburgs Gassen verschluckt. Es war mein Tagewerk, dem ich nachging. Ich suchte das Gedränge in

den Straßen, den schweren Geruch von Schweiß und schuftenden Leibern und ließ meine Hände arbeiten, zufrieden, etwas zu tun zu haben. Das Ritzen eines Täschleins, ein Griff in einen Korb voll reifer Äpfel, die Kunst, eine unübersichtliche Situation zu nutzen und den Konstablern aus dem Weg zu gehen.

Es war ein gutes Gewerbe. Ich wurde nicht reich, aber es brachte mich über die Winter. Es war ein unstetes Dasein, aber ich war mein eigener Herr und frei. Denn in den sechs Jahren, die ich schon in Winterburg lebte, hatte ich nicht ein einziges Mal die Hand eines Konstablers auf meiner Schulter gespürt. Bei aller Bescheidenheit: Ich war wirklich gut, besaß flinke Hände und die nötige Portion Ehrgeiz, um meine Techniken im Laufe der Jahre zu verfeinern.

Auch an diesem Tag war ich zufrieden, trotz meiner schweren Glieder. Sieben Pfennige, ein Haferkuchen, den ich schon mittags verspeist hatte und manche Schimpfworte, die mir vergebens nachgerufen wurden, konnte ich verbuchen, als ich bei Einbruch der Nacht erschöpft wieder zur Ruine zurückkehrte.

Ich entzündete ein Lagerfeuer, hörte die Wimmer und versuchte, die Wärme des Feuers zu genießen. Doch nach einiger Zeit fing das Jucken wieder an, die Unruhe in meiner Brust und das ständige Gefühl, dass mir jemand über die Schulter blickte. Verdrossen hielt ich dem Gefühl stand, stocherte in den Kohlen herum und zu allem Überfluss überkamen mich wieder die Bilder meiner Vergangenheit.

Bilder meiner Eltern, armem, aber strengen Landvolk. Bilder von langen Tischgebeten, mit denen wir unsere Mahlzeiten begannen, die Knute eines harten Vaters, das vorgereckte Kinn meiner Mutter, wenn sie wie eine gleichmütige Königin meine Bestrafungen hinnahm. Rechtschaffen und nur Gott und meinem Vater untertan. Ich trage die Narben von damals noch heute auf meinem

Rücken und bin doch an sie gebunden, denn meine Eltern waren es, die mir den Namen Josef gaben.

Ich spuckte in die Flammen und lächelte grimmig, als ich an diese Zeit zurückdachte. Die Zeit, die mich so viel über die menschliche Natur gelehrt hatte. Doch da war auch eine andere Zeit, als ich endlich ausgerissen war.

Die erste Nacht in Winterburg, bevor ich die Ruine fand. Ich, ein Junge von vielleicht gerade zwölf Jahren, der dabei zusah, wie zwei Konstabler mit ihren Knüppeln auf einen Mann einschlugen. Ein unglücklicher Zunftkollege, der es auf das Geld einer hohen Herrin abgesehen hatte.

Zumindest erzählten es sich so die Schaulustigen.

Ich weiß nicht, ob es das Verbrechen oder einfach nur die pure Lust war, weshalb die Konstabler ihn halb tot geschlagen hatten. Sie schleiften seinen kümmerlichen Rest zum Zwingturm hinauf und ich sah staunend zu, wie sie ihn mit einem Strick um den Hals von den Zinnen warfen. Ich vernahm deutlich das Klacken seiner Holzschuhe, die bei jeder kräftigen Bö gegen die Granitsteine der Mauer schlugen, betrachtete sein Gesicht, das langsam blau anlief, eine kleine Ewigkeit, selbst dann noch, als das Zucken seines sterbenden Körpers erlahmte...

Ich schreckte auf, als ich mir meines Dämmerzustandes bewusst wurde. Nein, etwas hatte mich aufgeschreckt. Leise, aber deutlich hörte ich ein Klingeln, das vom Fluss heraufkam. Die Unruhe, die sich in meinem Körper eingenistet hatte, füllte plötzlich meine Brust und ließ mich schwindeln. Ich sprang auf, zog die Tür des Langhauses hinter mir zu und spähte, nur durch ein paar lächerliche Holzlatten geschützt, auf das Lagerfeuer.

Dort, auf der anderen Seite des Feuers, wo sein Lichtkegel mit der Dunkelheit verschmolz, sah ich die Umrisse eines Schattens. Die Silhouette eines Mannes, klar erkennbar. Der Rumpf, Arme, ein Kopf.

Ich hatte nur wenige Sekunden Zeit, das alles wahrzunehmen, da zog sich der Schatten so rasch und lautlos zurück, dass es mir den Magen umdrehte. Der faulige Gestank kroch mit neuer Intensität durch die Bretterritzen. Er war plötzlich so schwer und unerträglich, dass er meine Nerven angriff. Eine unnatürliche, durch nichts zu erklärende, Panik ergriff von mir Besitz.

Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen, fuhr hoch und musste flüchten, wenn mein Geist nicht zerreißen wollte.

Wie von Sinnen rannte ich durch die Straßen von Winterburg, nur weg von diesem Mann und dem Gestank, den er mit sich trug und der mir den Verstand raubte.

Wohin rannte ich? Es war mir einerlei. Ich war mir zwar vage bewusst, dass es keinen Ort gab, an dem ich hätte Zuflucht finden können. Doch meine vertraute Ruine, der Ort, an dem ich so lange meiner Einsamkeit gehuldigt hatte, erschien mir plötzlich zutiefst zuwider.

Ich nahm Abzweigungen, sprang über Bretterzäune und kämpfte mich durch Hinterhöfe, doch der Mann folgte mir. Sein Geruch war stets da, schwach, aber wahrnehmbar. Ich machte den Fehler, nachdem ich unter dem Lichtkegel einer Straßenlaterne hindurchgelaufen war, einen Blick zurückzuwerfen.

Wieder sah ich nur seine Umrisse. Er lauerte am Straßenrand und beobachtete mich aus einem der Häusereingänge. Dann verschwand er und im nächsten Augenblick hörte ich das Klingeln seiner Schellen auf der anderen Straßenseite. Diese Schnelligkeit war mit nichts zu vergleichen, was ich jemals gesehen oder gehört hatte. Er stand da, verschwand erneut, tauchte zu meiner Linken wieder auf und der Gestank war stärker denn je.

Wer immer er auch sein mochte, er war überall. Als ich das endlich erkannt hatte, blieb ich stehen und streckte meine Schultern. Entgegen all meiner Instinkte, aber aufrecht, stellte ich mich unter die nächste Straßenlaterne. Ich wollte sein verdammtes Gesicht sehen und wartete. Nichts war zu hören außer meinem pochenden Herzen und meinem stoßweisen Atem.

»Scheißbalken«, rief ich, nur um mein eigenes Herz nicht mehr schlagen zu hören. »Wo bist du?«

Doch der Mann antwortete nicht. Ich blickte in die Dunkelheit, unschlüssig, was ich als nächstes tun sollte. Innerhalb des Lichtkegels fühlte ich einen gewissen Schutz, aber ich konnte nicht die ganze Nacht hier herumstehen. Ich wühlte in meinen Taschen und fand meine Essgabel, die ich wie eine Waffe vor mich hielt. Nur langsam wollte sich mein Herz beruhigen.

»Wo bist du?«, rief ich noch einmal und suchte die Häuser links und rechts von mir nach einer Bewegung ab.

In diesem Moment geschahen zwei Dinge fast gleichzeitig. Der Wind trug den Gestank zu mir, so stark, dass ich meinte, der Mann müsste direkt hinter mir stehen. Dann traf mich etwas auf den Hinterkopf und ich hörte ein Summen wie von einem ganzen Bienenschwarm, das schnell lauter wurde und endlich, als mir schwarz vor Augen wurde und ich zusammenbrach, abebbte und verschwand.



Welch erbarmungslose Kräfte hatten auf mich eingewirkt. Dies war der Ausgangspunkt, der alles veränderte, die Kreuzung, an der sich mein Schicksal und das der Hexen und des Totengräbers schnitten und zusammenfanden. Von nun an würde ich kein Unbeteiligter mehr sein in ihrem verwobenen Netz, das mich Zeit meines Lebens nicht mehr loslassen würde.

Natürlich wusste ich davon noch nichts, als ich mit einer dicken Beule am Hinterkopf und gewaltigen Kopfschmerzen wieder zu mir kam. Im ersten Augenblick, in dem mein Verstand wieder einsetzte, hatte ich keine Ahnung, wo ich war oder wie ich hierhergekommen war. Ich versuchte die Augen aufzubekommen, doch meine Lider waren schwer wie Wackersteine.

Ich lag auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht. Der Boden fühlte sich eiskalt unter meiner Wange an. Nur langsam wollten sich meine Augen öffnen, und ebenso behäbig kam die Erinnerung an meine Flucht zurück. Immer noch lag ich im Lichtschein der Straßenlaterne.

Mein Körper fühlte sich schrecklich steifgefroren an, die Bewegungen waren so schwach wie die eines Sterbenden in den letzten Lebenszügen. Es dauerte lächerlich lange, aufzustehen und - angelehnt an dem Laternenpfahl - mein Gleichgewicht zu halten. Es war immer noch dunkel. Zu beiden Seiten der Straße drängte sich eine endlose Reihe von Giebelhäusern. In ihren oberen Fenstern brannte der Schein vereinzelter Kerzenlichter. Wie spät es wohl sein mochte?

Mein Blick fiel auf etwas, das sich außerhalb des Lichtkegels befand und mir zuerst nur wie ein unförmiges Bündel erschien. Die dichten Wolken hatten auch das letzte Mondlicht verschluckt. Es war unmöglich, zu erkennen, was es war. Das Einzige, das ich sicher wusste, war, dass es vorher noch nicht dagelegen hatte. Als ich, meiner Neugier folgend, auf das Bündel zuwankte, sah ich zuerst nur eine grobe Decke, wie man sie für Pferde in den Wintermonaten benutzte. Unter ihren Rändern ragte ein Arm hervor, und eine Hand, so zierlich und feingliedrig, dass sie nur einer Frau gehören konnte.

Ich vergaß meine Kopfschmerzen, die schräge Situation, in der ich mich befand und schlug ein Kreuz mit einer Entschlossenheit, die nur derjenige aufzubringen vermag, der von Angesicht zu Angesicht dem Tod gegenübersteht. Es war die Leiche einer Frau, die dort vor mir lag.

Ich vergaß, wegzulaufen. Ich vergaß, mich zu verstecken. Jeder vernünftige Gedanke hatte sich bei diesem Anblick verflüchtigt.

Hatte ich Angst? Ja sicherlich. Eine beklemmende Furcht vor dem, was unter der Decke verborgen lag. Doch mehr noch als Angst ergriff mich eine morbide Neugier und ein Verlangen danach, das Gesicht dieser Frau zu betrachten. Man bekam nicht oft Gelegenheit, so etwas zu sehen.

Der Arm, der unter der Decke hervorragte, war schmal und weiß wie ein Fischbauch. Ich streckte meine Hand aus, hob die Decke hoch, gerade so weit, dass ich zwei Füße in sorgfältig geschnürte Lederstiefeln und den Saum eines dunkelblauen Kleides sah.

Ich schüttelte mich vor Kälte. Meine Neugier steigerte sich zur Faszination, meine Erschütterung zum Verlangen. Nicht einmal, wenn man mir Hände und Füße gebunden hätte, konnte mich jemand daran hindern, einen Blick auf ihr Gesicht zu werfen.

Ein Geruch nach geschälten Zwiebeln stieg von der Frau auf und dennoch, als ich mich mit einer ungeschickten Bewegung zu ihr hinunterbeugte, war es mir für einen flüchtigen Moment so, als könnte ich den Geruch von Fäulnis riechen, schwach nur und doch so vertraut, dass ich zurückschreckte. Es war der Gestank des Schattens, meines Verfolgers, der auf der Leiche lag und bereits dabei war, sich zu verflüchtigen. Zurück blieb nur die Erinnerung an einen schrecklichen Ekel.

Das Blut hinter meiner Stirn pochte, als ich die Decke weiter zurückzog. Das Gesicht der Frau war so makellos weiß und unverdorben wie der erste Winterschnee. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet und ihr überraschter Blick traf mich mit einer Unschuld, die mich im Inneren berührte. Sie war so gegensätzlich zu dem, was mein eigenes Wesen ausmachte, dass ich ihren Anblick auch heute noch klar vor mir sehe, wie die Umrisse meines eigenen Spiegelbildes. Auf ihrer Stirn, über ihrem schmalen Nasenrücken, waren feine Einschnitte in der Haut zu erkennen. Klare Linien, die zusammengenommen die Umrisse eines roten Pentagramms formten. Ich fuhr mit meinen Fingern über die Vertiefungen. Es war, als hätte jemand die Linien mit einem scharfen Messer ins Fleisch geschnitzt.

Das Zeichen der Hexen.

Ich hätte damals weglaufen sollen. Wer auch immer ein Interesse daran gehabt hatte, mich mit dem Tod dieser Frau in Verbindung zu bringen, es war mir spätestens in diesem Augenblick klar, dass ich rennen musste, so schnell ich konnte. Doch wohin hätte ich mich wenden sollen? Der Schatten, der es auf mich abgesehen hatte, würde mich überall in dieser Stadt finden. Vielleicht lauerte er selbst jetzt noch in einer dunklen Ecke. Stattdessen blieb ich, überrascht, dass die Gerüchte über die Hexen und das Zeichen auf ihrer Stirn wahr waren, von Neugier übermannt, als ich sah, warum sie starb.

An ihrem Hals hatten sich dicke, rote Fingerabdrücke in das Fleisch gedrückt, die im Kontrast zur makellosen Haut nur umso schrecklicher hervortraten. Jemand hatte die Frau erwürgt. Ich konnte mir vorstellen, wie sie versuchte, zu schreien und kein Laut aus ihrer Kehle drang, wie ihre Lungen bebten unter dem verzweifelten Verlangen nach Luft und ihr langsam die Sinne schwanden. Doch jedes Mitgefühl wurde rasch erstickt, als ich sah, was dort aus ihrem Torso hervorgekrochen kam und mit jeder Minute weiter anschwoll.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Rachegeist zu Gesicht bekam.



ngläubig blickte ich auf das, was sich dort Bahn brach. Zuerst nur als nasser Fleck zu erkennen, sah ich, wie sich auf der Decke etwas zusammenbraute, als würde sich die Luft verdichten und zusammenziehen. Weiße Tröpfchen bildeten sich auf dem Stoff, kullerten aufeinander zu und verbanden sich zu einer milchigen Murmel, die rasch anschwoll. Voller Abscheu trat ich von der Leiche weg, unfähig, zu begreifen, was ich da sah. Die Kugel zog sich in die Länge, schlug zu allen Seiten aus und neigte sich dann in meine Richtung. Ein hässlicher Mund mit kleinen, blitzenden Zähnen formte sich heraus.

Genug, schoss es mir durch den Kopf. Du musst hier weg. Josef! Narr! Idiot! Du hast viel zu lange an diesem Ort verweilt. Lauf, solange du noch kannst.

Ich drehte mich um, bereit, den ersten Schritt zur Flucht anzutreten und blickte so ausdruckslos wie ein dämliches Schaf auf die zwei Konstabler, die am Rande des Lichtkegels auf mich warteten.

Glänzende Messingknöpfe, dunkelblaue Uniformen, Schlagstöcke, die einsatzbereit in der rechten Hand lagen und ein überhebliches Lächeln auf dem feisten Gesicht des Mannes, der – wie sich später herausstellen sollte – niemand anderes war als Konstabler Kolja.

Ich hatte sie nicht kommen gehört, hatte sie nicht gesehen. Als hätte man mir Scheuklappen aufgelegt, war die Aufmerksamkeit des Esels, der ich war, ganz und gar auf die Leiche gerichtet.

Sie packten mich und waren nicht gerade zimperlich. Der andere Konstabler hob seinen Knüppel und platzierte einen groben Schlag in meinem Gesicht. Er traf den Wangenknochen so hart, dass mein Kopf zur Seite schleuderte und ich zu Boden ging. Der Schock des Aufpralls war so groß, dass ich hilflos, wie ein Fisch auf dem Trockenen, liegen blieb. Mein Verstand, der bereits zuvor hart auf die Probe gestellt worden war, brauchte eine Weile, um die Situation zu erfassen.

»Wohin so eilig?« Der fette Konstabler drehte meinen Arm auf den Rücken und zog ihn hoch, bis ich dachte, er müsse brechen. Meine Protestlaute blieben ungehört. »Weißt du nicht, dass der Kolja heut auf Hab Acht ist? Wenn du meine Uniform siehst, musst du laufen, Bengel. Hat dir das niemand gesagt?«

Er zog meinen Arm ein Stück weiter hoch, bis mein wütender Schrei durch die Straße hallte. Kolja betrachtete mich. Seine Nasenflügel flatterten bei jedem Atemzug. Die Schirmmütze war tief in sein Gesicht geschoben. An ihren Rändern sah ich einen gelben fleckigen Streifen. Getrockneter Schweiß. Der dicke Bauch wölbte sich mit frecher Keckheit nach vorne und setzte die Knöpfe seiner dunkelblauen Uniformjacke unter Hochspannung.

Für diese Bemerkung hätte ich Kolja am liebsten in sein Gesicht gespuckt, wenn ich nicht geahnt hätte, dass dieser Menschenschlag nur darauf wartete, mit härterer Gewalt vorgehen zu können.

Er hatte immer noch den Schlagstock griffbereit und schien nicht gewillt, ihn ungebraucht zu lassen. Sein schnaufender Atem und die fast schon kindliche Vorfreude in seinen Augen auf das, was er noch mit mir machen würde, sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Ein zahnloser Schrecken, der sich Erinnerung nennt. Schon damals bemerkte ich, dass seiner Hand, die den Schlagstock hielt, der Zeigefinger und die obere Kuppe des Daumens fehlte, und war mir bewusst, dass ich bis über beide Ohren in der Scheiße steckte.

»Mord an einer Frau. Flucht vom Ort des Verbrechens.« Er schnappte nach Luft. »Das ist.« Er suchte nach den Worten. »Belastbar. Mehr brauchen wir gar nicht.«

Ich wollte etwas erwidern, doch sein Begleiter, ein dünner Mann im Vergleich zu Kolja, mit dichten Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenliefen und etwas Verschlagenes an sich hatten, kam mir zuvor. Die Stimme hoch, fast schon überfordert.

»Sie trägt das Mal, Kolja. Herr Gott noch mal. Der Bastard hat 'ne Hexe ermordet.«

»Ich habe niemanden ermordet«, stieß ich aufgeregt hervor.

Meine Stimme klang rau und hölzern, sogar in meinen Ohren. Es war Jahre her, dass ich mit jemandem gesprochen hatte. Außer bei meinen Selbstgesprächen in der Ruine benutzte ich meine Stimme nie. Sie war ein ungeschliffenes Instrument, wie eine verstimmte Geige, mit der man nur ein Quietschen hervorbrachte, vor dem man sich unangenehm berührt abwenden wollte.

Kolja rammte seinen Schlagstock in meinen Magen und ließ mich in den Händen seines Kollegen. Er betrachtete das Mal und ein Ausdruck des Widerwillens glitt über sein Gesicht. Er bemerkte nicht die hässliche Fratze, die immer weiter in die Höhe wuchs, rieb sich seine Hände und blies hinein.

»Kalt wie ein Hundearsch heut Nacht. Verdammtes Herbstwetter.« Er bückte sich über die Leiche, durchsuchte ihre Taschen und ich sah für einen kurzen Moment, wie er einen Gegenstand in seiner Uniform verschwinden ließ. Dann wandte er sich wieder mir zu. »Das sieht nicht gut aus, Junge.« Seine Augen weiteten sich, die Lippen zusammengepresst. »Nein wirklich, eine Hexe. Man sieht dir gar nicht an, dass du dazu fähig bist. Und dennoch: Mord bleibt Mord, egal wie man es dreht und wendet.«

»Flinke Hände und ein rasches Urteil. Ihr würdet-.« Einen guten Dieb abgeben, wollte ich sagen, doch weiter kam ich nicht.

Mir verschlug es die Sprache, als ich sah, wie sich der Rachegeist bei meinen Worten zu mir drehte. Aus der unförmigen Masse hatten sich zwei leere Augenhöhlen herausgeformt, die mich mit Interesse zu mustern schienen. Es kostete Mühe, meine aufsteigende Panik zu unterdrücken.

»Nun, wir werden sehen.« Koljas Lächeln verriet seine Vorfreude. »So etwas wird sich im Zwingturm klären lassen. Freiwillig oder mit Nachdruck. Es liegt bei dir.«

Das also war Kolja. Ein Mann für das Grobe, ein rohes Gemüt, eigentlich dem meinen gar nicht unähnlich. Erst später erfuhr ich um seine Verdienste in der Armee. Dass er sich zum Korporal hochgedient hatte, bis ihm eine Kartätschenladung seine halbe rechte Hand zerfetzt hatte und er zu den Winterburger Patrouillen versetzt wurde. Ich hegte für Kolja von Anfang an keine große Sympathie und es war nicht nur sein Schlagstock, der mich an den eigenen Vater denken ließ.

Sein Blick musterte mich abschätzend und mit einer Spur von Ekel. Ich starrte vor Dreck. Die Befürchtung, ich könnte seine Uniform beschmutzen, stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er wies den anderen Konstabler an, meine Hände mit einem Strick zu binden.

Mittlerweile hatte sich, angezogen von der frühen Morgenstunde und den Uniformen, unter der Laterne eine kleine Menschenmenge versammelt. Sie bekreuzigten sich, ein jeder murmelte ein Gebet, als sie das Mal auf der Stirn sahen. Der Fund einer Hexe war außergewöhnlich. Wenn sie nur das gesehen hätten, was ich aus dem Bauch der Hexe kriechen sah.

Ich hielt meinen Blick stur auf den Horizont gerichtet. Kolja griff unter seine Uniform, zog einen stählernen Flachmann hervor und nahm zwei kräftige Schlucke. Sein Zeigefinger klopfte mir drei Mal auf die Brust. Es schien mir so, als wolle er den Fall bereits in der nächsten Minute zu einem Abschluss bringen. In seinen Augen hatte er den Mörder schon längst vor sich stehen.

»Wirst du uns dein Motiv freiwillig verraten? Eine Buhlenschaft vielleicht?« Ich schwieg. »Der Bruch eines Dämonenvertrags?« Und kniff die Lippen zusammen. »Du willst es uns nicht sagen? Nun gut.«

Fassungslos blickte ich Kolja an. Meinte er das wirklich ernst? Noch nie hatte ich eine Hexe gesehen, geschweige denn mit einer gesprochen. Allerdings war ich mir sicher, dass es für diesen Mord mehr bedurft hatte als reine Muskelkraft. Man konnte eine Hexe nicht einfach umbringen. Sie waren stark wie Bären und schlau wie Füchse. Eine Vorstellung, die Kolja nicht zu teilen schien.

- »Wie?«, brachte ich schließlich hervor.
- »Bitte?« Kolja schien mit der Frage nicht gerechnet zu haben.
- »Wie hätte ich sie umbringen sollen? Eine Hexe. Glaubt ihr, ein Bengel wie ich wäre dazu in der Lage?«

Mein Leben als Dieb hatte mich nicht gerade reich gemacht. Ich war dünn und schlaksig, hatte nicht ein Gramm Fett auf den Rippen.

»Nein, nein, nein.« Kolja schüttelte energisch den Kopf. »Ich stelle die Fragen. Und wenn du sie nicht beantworten willst, solltest du die Schnauze halten, bis wir dich in den Zwingturm gesteckt haben. Die Daumenschrauben werden dich wie eine Nachtigall singen lassen. Vielleicht, ja, vielleicht bist du sogar einer von ihnen.«

»Ein Hexer?«

Was war dieser Kolja nur für ein Vollidiot. Dass er ebenso schnelle wie falsche Schlüsse zog, machte ihn in meinen Augen nicht gerade sympathischer. Doch vielleicht war ich ja der größere Idiot. Ich hätte die Schnauze halten sollen, wie er es gesagt hatte.

Herr Gott, dachte ich und mir schwindelte beim Gedanken an die Konsequenzen. Lass mich nicht als Hexer enden.

Tod durch Erhängen war eine Sache. Die Folter eines Hexers, die sich über Tage und Nächte erstrecken konnte und an deren Ende doch nur wieder der Tod wartete, war eine ganz andere. Eine Stunde in den Daumenschrauben und ich hätte nicht nur den Mord an der Hexe gestanden, sondern auch meinen Pakt mit dem Teufel, um den gesamten Klerus von Winterburg um die Ecke zu bringen.

Kolja nahm noch einen Schluck aus seinem Flachmann und rieb sich seine kalten Hände.

»Nun, wir werden sehen«, sagte er und vergewisserte sich, dass mein Strick fest genug saß.

»Scheiße.«

Warum musste ich nur so verdammt neugierig sein?



Wie könnte ich die Angst auf den Gesichtern der braven Winterburger am besten beschreiben, als sie ihrer Neugier folgend das Pentagramm sahen? Die Angst, die ich in ihren Gesichtern las und die ich mit ihnen teilte?

Sogar Kolja, der sich scheinbar alle Mühe gab, einen Eindruck von Autorität zu vermitteln, spürte die Nervosität der Menge. Seine unruhigen Augen, der unstete Blick und die fünf Falten, die sich auf seiner Stirn zusammenzogen, wenn er die Leiche betrachtete, zeugten von der Angst vor den Hexen.

Es war wie ein dräuender Schatten auf den Gemütern der Menschen, eine unbekannte Gefahr, die außerhalb des täglichen Handwerks und der fetten Schweinerippe an Sonntagen lag. Eine Gefahr, die man nur aus Geschichten kannte und von der man sich sicher war, dass sie niemals auf einen selbst zukommen würde. Man verbannte die Hexen aus dem Alltag. Es war einfacher, als den Gedanken zu ertragen, dass im Untergrund von Winterburg etwas Unerwartetes lauerte, das sich der eigenen Kontrolle entzog. Dass da etwas war, das die tägliche Routine der Bürger, die sich von der Wiege bis zur Bahre wiederholte, aus den Fugen bringen konnte.

Und doch lag hier auf offener Straße der unumstößliche Beweis, dass diese Gefahr real war und mitten unter uns weilte. Die Männer mochten noch so sehr den Kopf schütteln, die Frauen sich noch so sehr bekreuzigen, es änderte nichts daran, dass vor ihren Füßen die Leiche einer Hexe lag.

Kolja rückte seine Schirmmütze zurecht, während drei weitere Konstabler, von Koljas Trillerpfeife herbeigerufen, den Ort des Verbrechens absperrten und einen breiten Ring um uns bildeten.

Auf einem Pferd, so kräftig und wohlgenährt, wie man sie selten in Winterburg sah, kam ein weiterer uniformierter Mann angeritten, den Degen, das Erkennungszeichen der Offiziere, locker an der Hüfte baumelnd und mit durchgedrücktem Rücken. Schon von Weitem sah ich, dass es sich nicht nur um einen einfachen Offizier, sondern um den Kopf der Stadtwache selbst handelte: Oberst Lewjew. Die Situation wurde immer bizarrer und ich selbst immer kleiner.

»Was macht der denn hier?«, murmelte Kolja unbehaglich.

Sofort stieg der Oberst in meiner Achtung. Seine akkurate Uniform, seine frischgewienerten Stiefel und der saubere Haarschnitt,

all das vermittelte mir den Eindruck eines gesetzestreuen und gottesfürchtigen Mannes. Jemand, der vor dem Einschlafen betete und morgens als erster zum Dienst erschien. Ein langweiliges Leben, keine Frage. Aber ich war froh, dass Kolja nun nicht mehr das Sagen hatte.

Lewjew stieg ab und trat mit dem Pferd am Zügel auf die Leiche zu. Wieder sah ich das gleiche Phänomen. Der Oberst zog die Decke zurück und betrachtete die Hexenleiche. Doch von dem Rachegeist nahm er keine Notiz. Sein Pferd zeigte mehr Reaktion, denn es scheute plötzlich und wollte sich losreißen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, als ich die Leiche nun sah.

Unter den Rändern der Decke kamen kalkweiße Würmer hervorgekrochen, an deren Spitze hornartige Fortsätze über das Kopfsteinpflaster kratzten, Fingernägeln gleich und doch viel länger und biegsam. Sie krochen aufeinander zu, verschmolzen zu dicken Strängen und wanderten den Hexenleichnam hinauf, wo sie sich wiederum mit anderen Strängen vereinigten. Der Anblick hatte etwas Teuflisches an sich und erschreckte mich umso mehr, als dass diese abscheulich wandelbare Substanz in einem solchen Kontrast zu den schönen Konturen der Frau stand.

Oberst Lewjew inspizierte die Leiche ausgiebig, bevor er auch nur ein Wort mit mir gesprochen hatte. Für Kolja hatte er nur ein knappes Nicken übrig. Jetzt jedoch bemerkte er meinen Gesichtsausdruck. Er blickte mich voller Argwohn an und ich ihn voller Unglauben. Er stand keinen halben Meter von der Frau entfernt und schien nicht das Geringste von der Manifestation des Geistes wahrzunehmen.

»Was ist los?« Er sprach mich mit eindringlicher Stimme an. »Siehst du etwas? Passiert etwas mit der Leiche? Rede, Junge, wenn du deinen Kopf aus der Schlinge ziehen willst.« Ich setzte zu einer Antwort an und wollte ihm alles erzählen. Ein Gefühl übermannte mich, als müsste ich mir diesen Schrecken von der Seele reden, oder es würde mein Gemüt für immer verdüstern. Aber ich mahnte mich zur Vorsicht.

Lass dich nicht in Verbindung mit Hexerei bringen, pochte eine Stimme in meinem Kopf. Lass sie nicht wissen, was du siehst.

»Nein«, log ich. »Da ist nichts. Es ist das erste Mal, dass ich eine Leiche sehe. Bedrückend ist es. Und schrecklich.«

Lewjew fixierte mich mit äußerster Konzentration. Doch er konnte nicht sehen, was ich sah. »Wir werden dich zum Zwingturm mitnehmen, wo du uns Rede und Antwort stehen wirst.«

»Natürlich.«

Ich hatte Schwierigkeiten, mich auf seine Worte zu konzentrieren. Es war schwer, den Blick von der Leiche zu wenden. Die bleiche Masse, die aus dem Körper herauswuchs, wurde mit jeder Minute größer. Unwillkürlich trat ich ein paar Schritte zurück, als ich sah, wie sie sich nach oben und unten verzog, wie ihr Kopf, Arme und Beine wuchsen.

Knochen zuerst, so dürr und ausgemergelt, dass ich aufschreien wollte. Eine fleckige Haut zog sich darüber, filzige graue Strähnen wuchsen aus der Haut hervor, dort, wo einst die schwarzen Locken der Frau wuchsen. Ihr Gesicht, das unverkennbar dem der Hexenleiche ähnelte, war schrecklich entstellt. Ihre Lippen zitterten, die bleichen Lider flatterten, bis sie schließlich das enthüllten, was einst ihre Augen waren. Doch da waren nur die tiefen Gruben, leer im Schatten liegend und so furchtbar anzuschauen, dass ich weiter zurückwich.

»Was siehst du, verdammt?«, verlangte Lewjew zu wissen. »Ich sehe es dir an, dass hier etwas nicht stimmt.«

»Ich sagte doch, dass da nichts ist.«

Ich versuchte mich zu befreien. Doch Kolja packte mich nur umso fester und zog meinen Arm hinter meinem Rücken hoch, bis ich dachte, er müsste meine Schultern ausrenken.

Immer noch konnte ich den Blick nicht von diesem scheußlichen Geschöpf abwenden. Es hatte zuerst unbewegt über dem Leichnam geschwebt. Aber als ich zu sprechen begann, drehte der Geist seinen Kopf in meine Richtung und die tiefen Augenhöhlen richteten sich auf mich. Ein Grauen packte mich, als er mit einer flinken Bewegung seine bleichen Hände nach mir ausstreckte. Ich wollte mich von Kolja losreißen, stolperte und fiel auf meinen Hintern.

»Siehst du einen Geist von ihr?«, sprach der Oberst eindringlich auf mich ein. »Ist es das, was du siehst?«

»Ja, ja«, schrie ich einer Panik nahe. »Lasst mich weg von hier, verdammt. Ich muss weg. In den Zwingturm, wenn es sein muss. Aber lasst uns hier verschwinden.«

Der Geist der Frau, dieses schreckliche Antlitz, streckte sich nach mir aus. Ein giftiges Gurgeln entfuhr ihrem Mund, als sie mich nicht erreichen konnte. Was immer es auch sein mochte, das ihr die Gestalt von Materie gab, war immer noch mit der Leiche verwachsen. Der Geist war gefangen. Er schlug um sich, biss nach seinen Füßen, doch konnte er sich nicht befreien.

Ich krabbelte mit gefesselten Händen von ihm weg, so gut es ging, bis Kolja mich an den Haaren wieder hochzog und mich unsanft auf die Beine brachte.

»Was fällt dir ein, so mit dem Oberst zu reden?« Sein Gesicht war dem meinen sehr nah. Ich roch seinen sauren Atem und versuchte mich wegzudrehen. Mir schwirrten die Sinne vor Angst und Ekel.

»Lass ihn, Kolja.« Lewjews Stimme war ruhig, doch er sah ja nicht, was ich sah. »Hast du dafür gesorgt, dass Mitja hiervon erfährt?« Kolja ließ meine Haare los und zog seine Uniform glatt.

»Nicht nötig, Herr Oberst. Ich schwöre hoch und heilig, dass es bei dem Totengräber mit dem Teufel zugehen muss. Seht die Straße herunter. Er scheint bereits davon zu wissen.«

Lewjew und ich, der den Geist nur zögernd aus den Augen ließ, wandten unsere Blicke in die angegebene Richtung und ich schwöre, im selben Augenblick vergaß ich sowohl den Rachegeist als auch die Gefahr des Zwingturms.

Denn es war dieser Moment, in dem ich das erste Mal meinen Meister, Mitja, den Totengräber sah.

Es war ein Anblick. Das kann ich euch sagen. Ein Anblick, vor dem ich zurückweichen wollte, wenn ich nur gekonnt hätte und der doch die anderen noch mehr frösteln ließ als mich.

Kolja musste seinen Flachmann wohl bald leergetrunken haben, denn er nahm noch zwei hastige Schlucke. Der Oberst straffte die Schultern, als müsse er sich einem Sturm entgegenstemmen.





ort kam er angezockelt, der Karren des Totengräbers. Von zwei plumpen Ochsen gezogen, fuhr er das nasse Kopfsteinpflaster herauf. Die Menschen wichen zurück. Alle fürchteten sich vor Mitja, dem Unberührbaren, der den Friedhof außerhalb von Winterburg mit Toten füllte. Mitja, der Große, Mitja, der Grausame und was weiß ich, was die Leute ihm noch für Namen gaben. Sein Geschäft war der Tod, seine Kunden die Leichname, die er von der Straße aufsammelte.

Die Winterburger machten ihm Platz, wenn sie ihn sahen. Niemand wollte mit ihm zu tun haben und sein langer Stab aus gespaltenem Holz, dessen Spitze wie die Hörner des Teufels aussah, hätte nicht mehr Aufmerksamkeit erregen können, wenn er einen Totenschädel auf ihn gespießt hätte.

Mitja war vielleicht vierzig Jahre alt, als ich ihn das erste Mal traf. Es war schwer zu sagen, denn die Arbeit als Totengräber machte alt, auch wenn man selbst noch jung war. Seine Bewegungen waren langsam, der Schritt zögernd und von seinem fettlosen Gesicht schließend, hätte man meinen können, er stehe an der Schwelle des Todes. Er war ein einstmals großgewachsener Mann, der an einer Rückenverkrümmung litt und ständig vornübergebeugt gehen musste. In seinem Bart hingen getrocknete Erdklum-

pen. Sein breitkrempiger Schlapphut und der suchende Blick, mit dem er jeden betrachtete, machten ihn zu einem Außenseiter, der Außenseiter sein wollte, so als wolle er jedem, der vorüberging, sagen: Vorsicht. Der Tod ist wachsam. Seine Neugier trifft auch dich.

Mitja war der Unterste der Unteren, noch hinter dem Gerber, hinter dem Bettler, ja sogar hinter dem Henker. Man schwieg sich am liebsten über ihn aus und dennoch gab es wohl keinen Mann in dieser Stadt, vor dem die Leute mehr Angst hatten. Er war wie ein Virus. Der Tod, der an seiner Person haftete, mochte, wenn man nicht aufpasste, einen selbst anspringen wie ein hungriges Tier.

Mitja fuhr mit seinem Karren durch die zurückweichen-den Schaulustigen und verlangsamte sein Tempo erst, als er mit seinem Stab zweimal auf die Rücken der Ochsen klopfte. Sie schnauften geräuschvoll, hielten an und Mitja stieg umständlich vom Kutschbock. Sein verkrümmter Oberkörper wankte bedenklich weit nach vorne. Sein Kopf war vorgereckt.

Selbst Kolja war sein überhebliches Lächeln in seiner verdammten Schnauze hängen geblieben. Lewjews Gesicht war eine Spurbleicher geworden.

Es war gerade dieser Umstand, der dazu führte, dass ich Mitja, obwohl er wirklich hässlich anzusehen war, mit ein bisschen weniger Ekel und ein bisschen weniger Abscheu als alle anderen betrachtete.

Er ging auf Lewjew zu, der die Arme verschränkt hatte. Seine Stimme klang gefasst. Ich kam nicht umhin, seine Haltung zu bewundern. Im Gegensatz zu ihm zitterte Koljas Hand, die mich jetzt am Arm gepackt hielt, verräterisch.

»Es ist eine Hexe, Mitja. Doch Hexe oder nicht, ich erwarte, dass du deine Arbeit verrichtest.«

Mitja beugte seinen Körper noch ein Stück weiter nach unten. Der Versuch einer Verbeugung. Ohne ein Wort zu erwidern, näherte er sich der Leiche. Sein schwerer Wollmantel streifte mich im Vorbeigehen an der Schulter. Selbst die Erscheinung des Geistes schien bei seinem Nähertreten ein Stück zusammenzuschrumpfen. Sie wich vor ihm zurück, das sah ich ganz deutlich.

Mitja winkte Kolja heran und zu meiner endgültigen Verblüffung und Genugtuung, kam dieser – wenn auch nur zögernd – herbei, so als müsste er einen Befehl befolgen.

»Hier, mein Kolja. Halt das.«

Seine Stimme klang hart und abgehackt, so als würde ihn jedes Wort eine Überwindung kosten. Er sprach mit starkem Akzent. Selbst ich, der die Sprache nicht oft verwendete, wusste sofort, dass Mitja nicht aus Winterburg, nicht einmal aus dieser Gegend stammen konnte. Dieser Mann war so hart wie die nordischen Winter und kalt wie eine Eisklinge.

Er drückte Kolja den gespaltenen Stab in die Hand, der von oben bis unten mit kleinen Knoten durchzogen war. Der Geist der Hexe schien bei seinem Anblick den Verstand zu verlieren. Gierig streckte er seine Klauen nach dem Stab aus und Kolja, der ihn so willig wie ein Büschel Brennnessel in Händen hielt, hätte die Beine unter die Arme genommen, wenn er nur gesehen hätte, was ich sah. Mitja hingegen zog ein Messer aus den Weiten seines Umhangs und setzte dort, wo der Geist mit der Hexenleiche verwachsen war, zu präzisen Schnitten an.

Ich konnte nur einen kurzen Blick auf das Messer werfen. Es war von plumper Beschaffenheit, mit einer Flintsteinklinge, so schwarz wie die Nacht. Der Rachegeist schien nicht die geringste Notiz von den Schnitten zu nehmen. In blinder Gier hielt er die Hände zum Stab ausgestreckt und als Mitja ihn zur Gänze abgeschnitten hatte, flog er auf Kolja zu und so schnell, als hätte der

Stab nichts anderes erwartet, wuchsen knorrige Stränge aus seinem Holz, schlangen sich um den Geist und zogen ihn in den Schaft.

Kolja ließ den Stab fallen und starrte ihn an, als hätte er den leibhaftigen Teufel zu Gesicht bekommen. Der Stab fiel polternd auf das Straßenpflaster. Ungeduldig hob Mitja ihn auf, achtete nicht auf Koljas verstörten Gesichtsausdruck und beugte sich über das Gesicht der Hexe. Eingehend betrachtete er das Pentagramm auf ihrer Stirn. Er spuckte in seine Hand und rieb zu meiner völligen Verblüffung das Pentagramm ab, so als wäre es nur mit Kohlenstaub aufgemalt gewesen.

»Im Tode sind wir alle gleich.« Es mochte Zufall sein, dass Mitja ausgerechnet mich anblickte, als er das sagte. Aber glauben wollte ich das nicht.

Was für ein Auftritt! Ich zitterte vor Ehrfurcht vor diesem Mann, der vor nichts Angst zu haben schien. Lewjew seufzte. Als Oberst war er daran gewöhnt, dass man seine Befehle befolgte. Seine Geduld wurde von Mitja auf eine harte Probe gestellt.

»Die Leiche muss in den Zwingturm gebracht werden. Ich will, dass du sie ohne weiteres Aufsehen zu erregen, dorthin bringst. Ist das klar soweit?«

Mir fiel auf, dass er das Verschwinden des Pentagramms nicht mit einem Wort ansprach. Mitja wandte zum ersten Mal seine ganze Aufmerksamkeit dem hochgeschossenen Offizier zu.

»Ich bin nur der Totengräber. Und die Toten sind mein Geschäft. Ihr werdet mit mir zufrieden sein, während ihr euch wieder eurer Familie und dem warmen Herd zuwenden könnt. Fast schon, aber nur fast, Herr Oberst, – lasst mich euch das versichern – müsste ich den Mördern der Stadt dankbar sein für mein tägliches Brot, das durch sie gesichert ist.«

»Herd und Familie?«

Lewjew lachte freudlos auf. In Mitjas Gegenwart fast schon eine tollkühne Tat. Doch mir entging nicht, dass Lewjew den Totengräber respektierte, aber nicht fürchtete, während jeder andere, Kolja eingeschlossen, ihn fürchtete, aber nicht respektierte. Mitja hingegen behandelte den Oberst mit so viel Achtung, wie er aufbringen konnte, während er sich nicht schämte, Kolja auszulachen und ihm seine Angst vorzuführen.

Es schien eine Art Vereinbarung zwischen ihm und Lewjew zu bestehen. Spuck mir nicht in meine Suppe und ich lass dich in Ruhe deine auslöffeln. So schien es mir damals zumindest.

»Guck uns an, Mitja. Wir stehen beide hier draußen in der Kälte und beschäftigen uns mit einer toten Hexe. Mein warmer Herd ist der Zwingturm. Meine Familie ist weit weg in solch einer Nacht.«

»Wohl wahr. Grüßt mir eure Frau, wenn ihr sie seht.«

»Lieber nicht.«

Mitja pochte mit seinem Stab auf die Erde.

»Gut gesprochen. Die Dinge der Lebenden sind nicht mein Gebiet. Doch ihr habt eine Familie. Und was hört man vom Konstabler? Treibt sich Nacht für Nacht im Hurenviertel herum. Nur nicht in Uniform, wenn ihr versteht. Ist es nicht so, Kolja?«

Koljas Gesicht färbte sich mit einer tiefen Röte. Ich glaube nicht, dass es aus Scham war. Vielmehr war es die angestaute Wut, die sich nicht Bahn brechen konnte. Er traute sich einfach nicht, dem Totengräber zu widersprechen. Das war auch nicht nötig. Die Wahrheit stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Lewjews Augenbrauen zogen sich in die Höhe. Der respektierliche Oberst mochte es gar nicht, wenn seine Untergebenen ein schlechtes Licht auf die Konstablerschaft warfen.

»Was Kolja in seiner Freizeit macht, ist hingegen nicht mein Gebiet. Beeil dich lieber mit dem Transport der Leiche. Es soll nicht die ganze Stadt sehen, dass hier eine tote Hexe liegt. Morgen wird es eh jeder wissen. Wenn du mit allem fertig bist, komm in meine Stube. Es ist unumgänglich, dass ich mit dir ein ernstes Wort rede über...« Er zeigte auf die Wölbungen der Frau, die sich unter der Decke hervorhoben. »Das da.«

Mitja zuckte nur mit den Schultern, beugte sich zur Toten herab, umschlang ihren Körper mit seinem rechten Arm und hob sie mit einer Kraft in die Höhe, die ich seinem verwahrlosten Körper nicht zugetraut hätte. Die schneeweißen Arme und Beine der Hexe baumelten zur Erde, während Mitja sie zur Ladefläche seines Karrens trug und sie dort ablegte. Er bestieg den Kutschbock und als hätte er noch etwas vergessen, drehte er sich wieder zu uns um.

»Sagt, Herr Oberst, wen habt ihr da aufgeschnappt? Nicht den Mörder, will ich meinen.« Sein Finger zeigte in meine Richtung.

Ich fragte mich gerade, ob es Fluch oder Segen war, die Aufmerksamkeit dieses Mannes auf sich zu lenken, als Kolja endgültig der Kragen platzte und Mitja die Stirn bot, oder es zumindest versuchte.

»Kümmer dich um deinen Mist. Was fällt dir ein, dich hier einzumischen? Wir werden schon herausfinden, ob er der Mörder ist.«

Mitja schien besserer Laune denn je.

»Sicherlich, Kolja. Doch lass dir sagen, dass es die Kraft von drei ausgewachsenen Kerlen braucht, um eine Hexe mit bloßen Händen zu meucheln. Dieses Bürschchen hier sieht mir ein bisschen zu blass und kränklich aus für solch eine Tat. Aber ich bin sicher, ein solch formidabler Konstabler ist bereits von selbst darauf gekommen. Grüß mir die Huren, Kolja.«

Er hieb mit seinem Stab auf die Rücken der Ochsen und der Karren setzte sich in Bewegung. Koljas Gesicht arbeitete unter der mühsam im Zaum gehaltenen Empörung. Seine Fingernägel gruben sich unbarmherzig in mein Fleisch. »Wir werden sehen.« Sein Gesicht war so dicht an meinem Ohr, dass Lewjew sein Flüstern nicht hören konnte. Mit jedem seiner Worte roch ich billigen Alkohol. »Lassen wir einfach die Daumenschrauben entscheiden.«





ch weiß noch genau, wie es war, als ich im Gefangenenwagen zum Zwingturm fuhr und ihn mit der Gewissheit sehen konnte, dass es vermutlich mein letztes Mal in Freiheit war.

Der zunehmende Mond schien über unseren Köpfen und hing wie ein angeschnittener Käselaib über dem gedrungenen Steinturm. Hunderte Male hatte ich ihn schon am Himmel gesehen und doch mit der Selbstverständlichkeit betrachtet, dass er unverrückbar am Himmelszelt für mich scheinen würde. Nie hatte ich seine blassen Konturen und die Unebenheit seiner Oberfläche wahrgenommen, nie Acht gegeben auf das tröstliche Licht, das er in dunklen Nächten spendete.

Erst in dem Augenblick, in dem ich von Kolja aus dem Wagen ins Freie gedrängt wurde und ich noch einmal einen kurzen Blick auf ihn warf, bereute ich zutiefst, wie wenig ich die einfachen Dinge genossen hatte.

Die Wärme des Feuers in kalten Nächten, die kühlende Brise an einem heißen Sommertag, die Weichheit von Decken und Stoffen. Stattdessen konnte ich beim Anblick des Zwingturms die Tristesse und Härte, die mich in seinen Mauern erwarten würden, fast schon körperlich spüren.

Kolja zerrte mich am Arm auf den Turm zu.

Lewjew, der vor uns geritten war, übergab sein Pferd einem der Konstabler. Auf einer Seite des Turms, wo die Ochsen auf einem kleinen Rasenstück grasen konnten, hatte Mitja seinen Karren abgestellt.

Ich hörte sein fröhliches Pfeifen, als er es sich hinter dem Karren bequem gemacht hatte und ungeniert und unter den Augen der zwei angewidert dreinblickenden Turmwachen ins Gebüsch pinkelte. Jeden anderen hätten die Männer schon längst ergriffen. Doch Mitja gebot über eine Ehrfurcht, die seine Mitmenschen wie schüchterne Kinder wirken ließ.

Der pinkelnde Totengräber war der letzte Anblick, der mir in Freiheit vergönnt war. Kolja schob mich an den Turmwachen vorbei und schon hatte mich der Zwingturm verschluckt.

Es stank nach dem Ruß der Fackeln und der feine Steinstaub lag mir schwer in der Nase. Wir passierten eine Wachstube, in der sich drei Konstabler über einen Tisch beugten und sich die Zeit mit einem Würfelspiel vertrieben. Als sie uns kommen hörten, blickten sie neugierig auf.

»Wen hast du dir da aufgegabelt?«, riefen sie Kolja zu. »Soll das der Hexenmörder sein, der eben gefangen wurde? Spring nicht so hart mit ihm um. Du weißt, dass Lewjew es nicht mag, wenn in unseren Verliesen Leute verschwinden. Warte wenigstens ab, bis ihm der Prozess gemacht wird.«

Kolja hielt nicht einmal an, um etwas zu erwidern.

»Der Totengräber kommt«, war alles, was er sagte und die Worte hätten keine größere Wirkung erzielen können, wenn er ihnen die Peitsche angedroht hätte.

Ich sah gerade noch, wie die Ausgelassenheit aus den Gesichtern der Männer verschwand, wie sie sich bekreuzigten und auf den Boden ausspuckten. Überall, wo ich hinkam, brachte Mitjas

Name alle negativen Empfindungen hervor, die man sich nur vorstellen konnte.

Mir gefiel das. Ich fühlte mich auf meine grobe Art davon angezogen. Die Stränge der Macht in den Händen zu halten, gefürchtet zu werden wie ein König, das war sicherlich etwas, was mich erfreute. Macht bedeutete Freiheit. Und in meiner jetzigen Situation mehr denn je.

Kolja nahm eine Fackel aus der Halterung, stieß mich vor sich her und eine schmale Treppe hinab in den Keller des Turms. Ich hatte Mühe, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Die einzelnen Stufen waren nur grob behauen und das Licht der Fackel in meinem Rücken schien nicht weit. Am Fuße der Treppe betraten wir einen Gang, der einen gleichmäßigen Bogen nach rechts beschrieb. Zu beiden Seiten erstreckten sich verschlossene Zellen, zwei Schritte in der Breite, drei Schritte in der Länge und nicht einmal so hoch wie meine Schulter. Ein Anblick, als würden sich Särge aneinanderreihen. Die zusammengekauerten Gefangenen musterten mich aus ihren Zellen, einige mit Neugier, die meisten mit Gleichgültigkeit.

Der Zwingturm war ein steingewordenes Ungetüm. Obwohl nur fünf Stockwerke hoch, drei über und zwei unter der Erde, war er so breit und verschachtelt, dass in ihm Hunderte von Räumen und Menschen Platz fanden. Einst, als er erbaut worden war, hatte er als Festung gedient, in die sich der König zurückziehen konnte. Wenn Winterburgs Stadtmauer fiel, wäre der Zwingturm mit seinen ringförmigen und schmalen Gängen ein Bollwerk gewesen, für dessen Einnahme jeder Feind mit einem See aus Blut gezahlt hätte.

Doch bald schon sah man sich größeren Gefahren gegenüber als Winterburgs ätzendem Atem, der den Abschaum aus allen Teilen des Landes anzog und in sich aufnahm. Es benötigte Platz für die Gesetzlosen und so ließ man die Festung zu einem Zwingturm umbauen, der trutzend und mächtig über der Stadt wachte.

Zwei Stockwerke waren für die Gefangenen reserviert und das Unterste davon für die Schwerverbrecher. Mörder, Vergewaltiger, politische Feinde des Königs, sie alle teilten sich ihren Platz unter der Erde, eingeschlossen in Zellen, in denen man nur gebückt gehen konnte und der eigene Rücken so krumm wurde wie ein Schürhaken. Ein zweiter innerer Ring bot Platz für die Stuben der Zellenwärter und für die Räume, die für die Befragung der Gefangenen gedacht waren. Drei Gänge führten von dort aus in den äußeren Kreis, in dem Koljas Fackel nun die einzige Lichtquelle war.

»Geh voran«, sagte er und gab mir einen kräftigen Stoß zwischen die Schulterblätter. Langsam setzte ich mich in Bewegung.

Ich muss wohl nicht erwähnen, wie erdrückend der Gestank von Kot und Urin in der Luft hing. Am Anfang wagte ich es noch, mir die Gestalten in den Zellen durch die Öffnung der Durchreiche genauer anzusehen. Ungewaschene Körper, dreckige Gesichter, unter denen die Knochen deutlich hervortraten. Manche von ihnen hatten sich an die hintere Wand gekauert, als könnten sie dadurch ihrem Verderben entgehen. Die Angst stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Angst vor der nächsten Folter. Ich sah Männer und Frauen, deren Gliedmaßen in einem solch unmöglichen Winkel von ihrem Körper abstanden, dass sie gebrochen oder aus ihrem Gelenk gesprungen sein mussten. Arme Seelen, die sich auf einem Häuflein schmutzigen Strohs eingerollt hatten und die Augen geschlossen hielten. Sie mochten schlafen oder tot sein, niemand schien darauf zu achten.

Die Stille hier unten war, was mir am meisten auf den Magen schlug. Hin und wieder hörte man ein unterdrücktes Husten, gefolgt von einem schleimigen Gurgeln. Doch niemand redete, niemand rief. Keiner wagte es, hier unten aufzufallen.

Nachdem ich an den ersten zwei Dutzend Zellen vorbeigeführt worden war, wandte ich mich von dem Anblick der Gefangenen ab und hielt den Blick stur auf den Boden gerichtet. Es gibt nur ein bestimmtes Maß an Leid, das man ertragen kann, bevor man anfängt, es zu ignorieren.

Ich fragte mich, ob Kolja mich gleich zu den Folterinstrumenten führen würde und musste meinen Kopf einziehen, um mich nicht an der Decke zu stoßen. Währenddessen gab mir der Konstabler einen Vorgeschmack auf das, was mich erwarten würde.

»Der Oberst geht nur sehr ungern in die unteren Verliese. Er mag den Schmutz und Gestank nicht. Wer kann es ihm verdenken, dass er in seiner warmen Stube oben im Turm sitzt? Aber ich bin Schmutz und Gestank gewöhnt. Wir werden unseren Spaß haben hier unten. Wart nur ab. Ich werde deine Knöchelchen knacken lassen und dich ausnehmen wie ein Suppenhuhn.«

»So wie die Huren dich ausnehmen?«, sagte ich.

Es war merkwürdig. Trotz der bedrückenden Enge hier unten und Koljas Drohungen schien Mitjas Einstellung auf mich abzufärben. Respekt hatte ich nie vor dem Konstabler. Selbst die Angst, die ich verspürte, war ein Unding. Je tiefer ich in die Scheiße geriet – und ich steckte bereits bis zum Haaransatz drin – desto wichtiger war es, Widerstand zu leisten. Handeln, reden, fluchen, was immer es auch verlangte. Würde ich hier unten jedoch schweigen, würde ich der Angst Tür und Tor öffnen. Und wenn sie einmal da war, würde sie sich in meiner Seele einnisten und mich brechen.

Kolja war nicht etwa wütend. Stattdessen hatte der Aufprall seines Schlagstocks auf meinen Hinterkopf etwas Verspieltes an sich. Er lachte leise, als ich die Sterne vor meinen Augen tanzen sah.

»Ich sagte ja, wir werden hier unten unseren Spaß haben.«



ie Tür fiel hinter Kolja mit einem lauten Quietschen ins Schloss und da war ich nun. Über mir die niedrige Decke, unter mir der nasse Stein und nur das Bündel Stroh, das man mir dagelassen hatte, schützte mich vor der Kälte. In meinen Ohren hallte das Versprechen des Konstablers nach, schon bald wiederzukommen und ich war mir sicher, dass es das jetzt gewesen sei.

Als Dieb lebte ich mit dem Risiko des Zwingturms tagein, tagaus. Aber das alles wegen einer Hexenleiche? Hätte ich mein Versteck nur nicht verlassen. Hätte ich der Angst vor dem lauernden Schatten nur nicht nachgegeben. Wäre ich bloß nicht so neugierig gewesen und hätte das, was unter der Decke war, in Ruhe gelassen. Müßige Gedanken in der Dunkelheit.

Schon bald hatte ich das Gefühl, in diesem engen Scheißloch zu ersticken. Ich versuchte, ruhig zu atmen und hatte doch das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Als hätte ein verdammter Korken meine Atemwege verschlossen. Ich hielt den Kopf zwischen meinen Beinen gebeugt und versuchte, mir den Text eines alten Kinderreimes ins Gedächtnis zu rufen. Etwas, an dem ich mich festhalten konnte. Nur langsam wich das Gefühl der Panik und als ich mich wieder gefangen hatte, begann ich die Lage zu sondieren. Ich kam schnell zu einem ernüchternden Ergebnis.

Ich war eingesperrt, mit Aussicht auf Folter und den besten Chancen, dass man mir den Strick um den Hals legen würde. Niemand wusste, dass ich hier war. Ich war weder von Stand noch besaß ich einflussreiche Fürsprecher dort draußen. Es war sehr gut möglich, dass Mitja mich in naher Zukunft auf seinen Karren wuchten und zum Friedhof bringen würde. Hier drinnen würde ich sterben und vorher vielleicht noch den Verstand verlieren.

Ich verteilte das Stroh gleichmäßig auf dem Boden und versuchte, mich hinzulegen, als ich ein leises Scheppern an der Zellentür hörte. Ich horchte in die Dunkelheit und versuchte, die Bedeutung des Geräuschs zu begreifen. Da war es schon wieder. Ein einzelner Laut, der hart auf das Türeisen schlug. Ich blickte durch die Öffnung der Durchreiche und stierte in die Dunkelheit.

»Wer da?«, fragte ich hinaus.

In den Nachbarzellen war nur das Rascheln von Stroh und das gedämpfte Stöhnen der Gefangenen zu hören. Niemand antwortete.

»Wer ist da?«, rief ich misstrauisch.

Aus der Dunkelheit vor mir antwortete eine tiefe Stimme.

»Du da auf der anderen Seite. Willkommen in unserer Runde.« Die Stimme kam aus der gegenüberliegenden Zelle. »Dachte, ich mach mal mit meinen Kieseln auf mich aufmerksam. Sahst ein bisschen zu jung aus für die unterste Etage, aber vielleicht hat Koljas Fackel auch nur ein falsches Licht geworfen.«

Ich konnte nur staunen über die Festigkeit und Unbefangenheit in dieser Stimme, die an diesem Ort so kostbar war wie ein Rohdiamant. Es hatte etwas Ansteckendes. Ich war wirklich kein geselliger Bursche, doch in meiner Situation, Folter und Tod vor Augen, hielt ich mich wie ein Ertrinkender an seinen Worten fest.

»Warum hat man dich eingesperrt? Ich habe gesehen, wie Kolja dich vorgeführt hat. Du kannst noch keine 20 Jahre alt sein. Ich würde dich für einen Dieb halten, aber Diebe haben hier unten nichts zu suchen. Du bist auch kein Aufrührer. Deine Augen waren viel zu stumpf. Kein politischer Gegner, zumindest nicht in deinem Alter. Was uns nur noch eine Möglichkeit lässt: Mord.«

»Das sehen die Konstabler ähnlich.«

»Und wie siehst du es?«

Ich dachte zurück an den Schatten, mit dem das ganze Unglück angefangen hatte. Es konnte nicht mal zwei Stunden her sein. Zwei Stunden, in denen sich alles verändert hatte.

»Zur falschen Zeit am falschesten Ort, den es in Winterburg nur geben kann, wenn du es genau wissen willst.«

Mein Gegenüber lachte vergnügt.

»Wenn du dich hier umhörst, werden dir die meisten eine ähnliche Antwort geben. Nun, ich schätze, auf der einen Seite haben sie recht, wenn du dich hier unten umguckst. Auf der anderen Seite lässt es sich nicht leugnen, dass einige dieser Buben ihr Messerchen ein- oder zweimal zu oft geschwungen und dabei in falsches Fleisch gestochen haben.«

»So wie du?«

»Es gibt für mich nur einen Menschen, bei dem sich ein Mord auch wirklich lohnen würde und der sitzt auf einem Thron gar nicht weit weg von hier. Nein, ein Mörder bin ich wohl nicht.«

»Also ein politischer Gefangener des Königs«, stellte ich fest. »Ich habe mich immer gefragt, wieso man manchmal nicht einfach die Schnauze hält. Man lebt länger so und es schont die Stimme.«

»Sei nicht zu hart mit mir, Kumpel. Von mir aus bist du kein Mörder, aber ebenso wenig bin ich ein Vollidiot. Lass uns reden, solange ich noch kann. Es ist so lange her, dass ich das letzte Mal ein Gespräch geführt habe und ich fürchte, heute ist meine letzte Gelegenheit dazu.«

»Heute schon?«, fragte ich verwundert. »Was haben sie mit dir vor?«

»Zunächst muss ich fragen: Haben wir immer noch Nacht oder ist bereits der Tag dort draußen angebrochen?«

»Es ist immer noch Nacht und der Mond scheint hell. Vielleicht noch zwei oder drei Stunden, bis der Morgen anbricht.«

»Also noch genug Zeit, damit wir uns ein bisschen unterhalten können. Was mit mir passiert, willst du wissen? Sie nehmen eine Zange, greifen nach meiner Zunge und schneiden sie mir heraus. Sie werden mich noch so lange am Leben lassen, dass ich es auf eigenen Beinen bis zum Strick schaffe. Innerhalb einer Stunde, spätestens, wird alles vorbei sein.«

»Spätestens?«

Die Stimme des Gefangenen klang so nüchtern, als würde er mir eine Rechenaufgabe erklären.

»Hoffentlich. Ich sag dir was. Ich habe Angst davor, ja, furchtbare Angst. Doch bin ich froh, wenn ich aus diesem Scheißloch heraus bin. Morgen schon werde ich im Himmel sein und nach Herzenslust mein Mädel vögeln. Sie wartet dort auf mich.« Ich hörte ein dumpfes Geräusch, das wie das Hämmern einer Faust auf die Eisentür klang. »Ja, ich bin froh, wenn ich hier heraus bin. Die Zeit in den Zellen läuft unerträglich langsam.«

Je mehr ich zuhörte, desto mehr spürte ich die Enge meiner eigenen Zelle und meine Hilflosigkeit. Ein unerträgliches Gefühl war es mir schon damals.

»Ich muss hier raus«, sagte ich. »Dieses Rattenloch schnürt mir die Luft zu.«

»Du gewöhnst dich dran.«

»Und wenn ich das nicht will?« Ich lachte, doch es war keine Freude darin zu hören. »Eine halbe Stunde? Eine Stunde, seitdem sie mich hergebracht haben? Bereits jetzt spüre ich das Verlangen, mit den Fingern durch Granit zu graben. Wie hältst du das nur aus?«

»Ruhig, Kumpel. Ruhig Blut. Nicht du bist es, der dem Ende zugeht, sondern ich. Reg dich ab und rede mit mir. Tu einem Sterbenden diesen Gefallen. Sie haben dich wegen Mord drangekriegt. Und natürlich bist du so unschuldig wie wir alle hier. Erzähl mir davon.«

»Was gibt es da groß zu erzählen?« Ich lehnte meinen Kopf an die Zellenwand und schloss die Augen. »Wenn du es genau wissen willst: Heute Nacht hat man die Leiche einer Hexe aufgefunden, erwürgt, wie es scheint. Ich bin mir nicht mal sicher, ob Kolja wirklich glaubt, dass ich sie umgebracht habe oder ob er selbst in die Sache verwickelt ist. Er schien erstaunlich schnell vor Ort zu sein. Zu schnell.«

»Ist das wahr, was du sagst? Hast du das Pentagramm mit eigenen Augen gesehen?« Die Stimme meines Gegenübers hatte sich plötzlich verändert. Aufgeregt war sie, zittrig, so als würde das, was ich gesagt hatte, den Mann wieder in die Welt von Hoffnungen und Leid zurückholen.

Ich nickte. Bis mir einfiel, wie sinnlos es in dieser Dunkelheit war. »Es war auf ihrer Stirn eingeritzt. Ich habe es deutlich gesehen.«

Ich hatte ihre Haut berührt, die dünnen Vertiefungen des Hexenmals ertastet. Wie zur Hölle hatte der Totengräber es geschafft, das Pentagramm zu entfernen, als wäre es nur Kohlenstaub gewesen?

Hexen und Totengräber, sie alle lebten unter uns. Doch außer Angst und Vermutungen wussten wir nichts über das Wirken dieser Wesen. Ihre Macht schien so groß wie die der strengen Erzengel und so verdorben wie die des Teufels. Ebenso eifrig waren wir dabei, ihre Existenz unter den Teppich zu kehren.

»Es war eine Hexe, da bin ich mir sicher. Jemand hat mich in die Falle gelockt, damit sie mich für den Mörder halten. Es ist merkwürdig.« Ich betastete meinen Hinterkopf und legte vorsichtig einen Finger auf die Stelle, wo sich die Beule deutlich abzeichnete. »Ich bin sicher, dass ich von jemandem niedergeschlagen wurde. Derselbe muss die Hexe getötet haben, als ich bewusstlos war. Was weiß ich? Vielleicht hat er sie auch vorher getötet und dann zu mir geschleppt. Aber es war auf offener Straße, unter einer Laterne. Kaum vorstellbar, dass so etwas unbemerkt bleibt. Doch ich habe keine Feinde, niemanden, der einen Grund hätte, mir so etwas anzuhängen.«

»Ein Sündenbock vermutlich. Du warst zufällig in der Nähe, als man einen Schuldigen für den Mord brauchte.«

Aber das war es nicht. Es war kein Zufall gewesen. Der Schatten hatte mich über Tage hinweg beobachtet, hatte mich verfolgt und es war gut möglich, dass er mich genau zu dem besagten Ort treiben wollte. Er hatte mich ganz bewusst ausgesucht. Nur der Grund dahinter blieb mir verborgen.

»Ich werde es hier mit Sicherheit nicht herausfinden, so sehr ich auch will.«

Doch mein neuer Freund war noch nicht fertig mit dem Thema.

»Sag mir, Kumpel, wie sah die Hexe aus? Oder nein, lass gut sein. Morgen schon wird alles vorbei sein.« Brütende Stille. Dann ein metallenes Scheppern, das Hämmern an der Zellentür. »Bei Gott. Es ist noch nicht vorbei. Ich muss wissen, wie sie aussah, oder ich finde keine Ruhe mehr.«

Mich an ihr Aussehen erinnern? Gar nicht so leicht. Die hässliche Fratze ihres Geistes, die leeren Augenhöhlen, ihre filzigen Haare – wie ein Brandzeichen hatte sich dieses Bild in meinem Kopf festgesetzt. Doch wie die Frau selbst ausgesehen hatte? Mühsam versuchte ich die Erinnerung an den Geist beiseitezuschieben und den ersten Eindruck, den ich von der Hexe gewonnen hatte, von der Abscheulichkeit ihres Geistes zu trennen.

Schön. Übermenschlich schön. Das fiel mir als erstes ein. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein solch vollkommenes Wesen gesehen.

»Schwarze Haare, schwarze Augen. Was mir besonders auffiel, war das Mal auf ihrer Stirn. Ein Pentagramm so rot wie Feuer.«

Meine Worte mussten ihm mehr offenbart haben, als ich verstand. Für eine lange Zeit hörte ich nicht das geringste Geräusch aus der gegenüberliegenden Zelle. Dann folgte ein Rascheln im Stroh, als hätte der Gefangene nicht mehr die Kraft zum Stehen aufbringen können. Ich horchte in die Dunkelheit in Erwartung einer Antwort.

Doch mir ging auf, dass meine Worte – auch wenn ich mir nicht erklären konnte, warum – aus einem Mann, der sich in der bizarren Situation befand, sich auf seine bevorstehende Hinrichtung zu freuen, einen geschlagenen Wurm gemacht hatten, jeder Kraft und jeden Mutes, der in dieser Dunkelheit so kostbar war, dass man es mit Gold nicht aufwiegen konnte, beraubt.

Als Dieb hatte ich viele Menschen um ihre Ersparnisse gebracht, so manchen sogar in die Armut gestürzt. Nie hatte ich so etwas wie Reue empfunden. Ich wurde nie bemitleidet und schien auch nicht fähig zu sein, solch nobles Gefühl an andere Menschen weiterzugeben. Doch in dieser stinkenden Dunkelheit bereute ich die Wirkung meiner Worte, die so leicht gesagt waren und doch scheinbar schwere Wunden geschlagen hatten.

»Dann ist es also zu spät.« Endlich sprach er wieder. »Herrgott noch mal. Dann ist wirklich alles vorbei. Wie konnte das passieren? Sie war eine Hexe, verdammt noch mal.«

Wieder hörte ich das Rascheln des Strohs. Ich stellte mir vor, wie die Wut des Mannes ihm wieder auf die Beine half. Wie er sein Gesicht an die Durchreiche presste, so als versuchte er, mich genau zu mustern.

»Und sie verdächtigen dich, sie umgebracht zu haben?«

Ich spürte, wie er die Möglichkeit in Betracht zog, dass ich der Mörder war. Es dauerte nicht lange an. Ich hörte ein leises Plätschern, als er auf dem Boden ausspuckte.

»Ich habe gesehen, wie stark eine Hexe sein kann. Kein normaler Mann, sei er auch noch so stark, könnte ihr etwas anhaben. Kannst du die Gitterstäbe verbiegen?«

Ich versuchte es gar nicht erst. »Natürlich nicht.«

»Dann bist du auch nicht der Mörder. Es braucht schon jemanden mit herkulischer Kraft, um solch eine Schandtat zu begehen. Man kann eine Hexe nicht einfach so umbringen. Ihre Zauber könnten ganz Winterburg aus den Angeln heben, wenn sie nur wollten. Doch wer wäre dazu in der Lage, ihren Zaubern zu widerstehen?«

Ich zog in Betracht, ihm von dem Schatten zu erzählen. Aber was hätte es gebracht? Ein Schatten war ein Schatten. Ich hatte keine Ahnung, wer sich dahinter verbarg. Gebannt lauschte ich seinen Worten und hatte meine aussichtslose Lage vollkommen vergessen. Dieser Mann wusste etwas über die Hexen, so viel war sicher.

»Natürlich«, sagte er plötzlich. »Mitja könnte es.«

Als ich seinen Namen hörte, brauchte ich eine Weile, um eine Verbindung herzustellen. »Mitja? Der Totengräber?«

Ich erinnerte mich daran, wie er den Leichnam aufgehoben hatte, als wäre er eine Puppe gewesen. Doch war er wirklich der Mann, der sich hinter dem Schatten verbarg?

»Genau der. Er wäre dazu fähig, nach allem, was mir die Hexen erzählt haben. Ich selbst bin ihm nur einmal begegnet und es war eine Begegnung, auf die ich gerne verzichtet hätte. Wie er dort stand, damals, als ich auf dem Weg nach Winterburg gewesen war. Die Arme auf seinen verfluchten Stab gestützt. Hat mich einfach

nur angeguckt, als ich vorbeiging und gelächelt, als würde er in die Abgründe meiner Seele blicken und das, was er dort fand, ihm sichtlich Spaß machen. Ja, diesen Mann meine ich. Er hat die Kraft des Teufels, das sag ich dir. Gott allein weiß, wer solch eine Missgeburt auf diese Erde ausgespuckt hat.«

Ich spürte, wie sich mein Magen vor Aufregung zusammenzog. Die Schilderung von Mitjas Macht machte mich neugierig und erfüllte mich gleichermaßen mit einer ungestümen Freude. Trotzdem war der Gedanke, dass er der Mörder sein könnte, nicht von der Hand zu weisen.

»Ich habe mit angehört, wie Kolja dem Totengräber Bescheid geben sollte, doch Mitja schien bereits zu wissen, dass es Arbeit gab. Er war mit seinem Karren zu uns unterwegs, noch bevor die Konstabler die Leiche entdeckt hatten.«

»Natürlich wusste er davon!« Von dem Mann, der sein Schicksal mit fast schon hochmütiger Gelassenheit hingenommen hatte, war nichts mehr zu spüren. »Es kann nur Mitja gewesen sein. Seine Kraft ist wie die eines wilden Tieres, so sagt man. Ein Bluthund, der der Hölle entsprungen ist. Wer sonst hätte sie eigenhändig erwürgen können? Und Mitja hasst die Hexen ohne Unterschied. Doch warum ausgerechnet Anuschka? Warum ausgerechnet diese Hexe?«

Anuschka hieß sie also.

Den Namen würde ich nicht mehr vergessen.

»Wer bist du? Und wie ist es möglich, dass du selbst die Namen der Hexen kennst? Wie kommt es, dass du so viel über ihre Angelegenheiten weißt?«

»Was spielt das jetzt noch für eine Rolle, wer ich bin? Hast du nicht zugehört? Es ist alles aus.« Der Mann lachte laut. Doch es war pure Verzweiflung, die in seiner Stimme mitschwang. »Noch bevor du kamst, war ich froh, dass es enden würde. Wieso mussten sie ausgerechnet dich hier einsperren? Meinen Namen willst du wissen? Wassili heiße ich.«

»Wassili? Wassili, der Großbauer?«

Nun war ich es, der fast gelacht hätte. Erst die Hexe, dann Mitja und jetzt noch Wassili. Das war ein bisschen viel für einen Tag. Es hätte für ein ganzes Leben gereicht.

»Du hast von mir gehört. Das ist gut.«

»Von dir gehört? Jeder Winterburger kennt dich. Lauf durch irgendeine Straße von der Wimmer bis zum Stadttor und du kannst sicher sein, dass dein Name fällt. Vom jüngsten Kind, das gerade sprechen gelernt hat bis zum zahnlosen Greis, vom Bettler bis zum König – sie alle kennen deinen Namen und sie verfluchen dich wie keinen Zweiten, von Mitja einmal abgesehen.«

»Ja, ja. Ich war nie beliebt in dieser Stadt.«

»Du bist Wassili, der Großbauer«, fuhr ich weiter fort und konnte mich noch nicht entscheiden, ob ich ihn verabscheuen oder bewundern sollte. Vielleicht Beides. »Du hast die Bauern im Umland angestiftet, ihre Lieferungen nach Winterburg einzustellen. Du hast dafür gesorgt, dass diese Stadt letzten Winter nicht ein einziges Weizenkorn mehr hatte, dass wir die Pferde, ja sogar Hunde schlachten mussten für eine lausige Mahlzeit. Und als der König eine Armee aufstellte, um euch die Rebellion auszutreiben, hast du – was niemand bis dahin für möglich gehalten hatte – die Bauern bewaffnet und den Angriff zurückgeschlagen. Sogar Gewehre hattet ihr dabei, über die nicht einmal der König verfügte. Nein, Wassili. Beliebt bist du hier wirklich nicht. Selbst wir Diebe mussten hungern. Es gab einfach keine Vorräte mehr, die wir stehlen konnten.«

»Ja, ich kann sagen, dass ich dort draußen recht erfolgreich war. Die Pacht und Steuern, die der König von uns verlangte, die jährlichen Abgaben für sein geliebtes Winterburg, die Strafen, die er über jeden verhängte, der nicht zahlen konnte – all das hat uns über die Zeit an den Rand des Ruins gebracht. Der König hätte es kommen sehen müssen. Wir hatten das Recht auf unserer Seite.«

Ich fühlte mich nicht in der Position, Wassili über Recht und Unrecht zu belehren. Was wusste ich schon von solchen Dingen? Aber die Nachricht, dass man ihn gefangen hatte, war sogar zu mir vorgedrungen. Verrat war im Spiel, so ging das Gerücht. Was der König durch militärische Stärke nicht erreicht hatte, verschaffte er sich durch Hinterlist.

»Waren es die Hexen, die eurem Widerstand geholfen hatten?« Stille.

Dann, als würde es ihm große Mühe kosten, sprach der Mann langsam weiter. »Was spielt das jetzt noch für eine Rolle? Ja, die Hexen kamen zu uns. Genauer gesagt, nur eine von ihnen habe ich wirklich gesehen. Es war Anuschka, die mir das Pentagramm auf ihrer Stirn zeigte. Ich habe nie gefragt, warum sie uns helfen wollte. Ich glaube, sie hätte mir keine Antwort gegeben. Es war auch nicht wichtig. Ich konnte mich entscheiden zwischen dem Teufel und der Armut meiner Gefolgsleute. Ich nahm ihre Hilfe, ohne zu zögern, an. Sie gab mir Geld, viel Geld, mit dem wir uns die Gewehre kaufen und die Armee des Königs zurückschlagen konnten. Dank ihr war unsere Sache nicht aussichtslos. Als sie mich schließlich gefangen nahmen, wusste ich trotz allem, dass unsere Rebellion nicht zusammenbrechen würde, solange Anuschka auf unserer Seite stand. Doch jetzt? Ohne die Hilfe der Hexen haben wir keine Chance, gegen den König zu bestehen. Er wird eine neue Armee aufstellen, größer als der letzte Haufen und uns erneut angreifen. Er wird mit Gewehren kommen, Kanonen, alles, was er mit seinem Geld aufbieten kann. Allein können wir keinen Widerstand leisten. Wir sind Bauern, keine Soldaten. Ohne die Hilfe der Hexen sind wir verloren. Verflucht sei dieser Totengräber. Seit wann macht er gemeinsame Sache mit dem König?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er überhaupt für eine Sache kämpft, die nicht seine eigene ist. Er scheint keinem Herrn verpflichtet zu sein.«

»Wie dem auch sei. Nun weißt du, warum deine Nachricht Eindruck bei mir macht. Ich spüre wieder die drückende Schwere dieses Ortes, diese brütende Müdigkeit. Lass mich einfach schlafen. Wenn ich wieder aufwache, können sie mich von mir aus an die Krähen verfüttern.«

Ich stellte noch weitere Fragen, doch aus Wassili war kein Wort mehr herauszukriegen. Mein Rücken schmerzte und ich war müde. Also legte ich mich auf das Stroh und dachte über seine Worte nach.

Ich wusste damals noch nicht, dass Wassili nicht mehr als eine Nebenfigur auf dem Schachbrett der Mächtigen war, ein einfacher Kämpfer, der zwischen die Mühlen der Damen und Könige geraten war.

Wassili sollte sich irren. Der Kampf der Bauern gegen den König war noch nicht zu Ende.

Er sollte gerade erst beginnen.





ch kann bis heute nur schwer erklären, was ich in dieser dunklen Zelle fühlte, wie mein Herz so schnell pochte, dass es mir vor Aufregung in der Brust wehtat. Es war nicht nur die Angst vor Kolja, die mir keine Ruhe mehr ließ, auch nicht die Aussicht auf die Folter, die ich hier erdulden würde. Immer wieder kehrten meine Gedanken zum Totengräber zurück. Der Mann, der den Geist der Hexe vom Körper geschnitten und in seinem Stab konserviert hatte, dessen wölfische Kraft und bizarres Aussehen seine Mitmenschen fürchten ließ.

Wir beide waren in der Lage, die Geister zu sehen, ein Band, das uns verknüpfte und noch ein zweiter Gedanke ließ meine Aufregung ins Unermessliche steigen: Die Möglichkeit, dass wir dieselben Fähigkeiten besaßen, dass auch ich vielleicht dazu in der Lage wäre, die Geister zu bannen – all das erfüllte mein Herz mit Sehnsucht nach einem neuen Platz in dieser Welt. Ich spürte das Verlangen und das Drängen meiner Gier, mein Leben als Straßendieb loszulassen und ein Totengräber zu werden.

Vermutlich hatte Mitja die Hexe getötet, wahrscheinlich war er mit dem Teufel im Bunde, doch wenn ich nur die Chance bekommen hätte, sein Wissen zu teilen und von ihm zu lernen, dann war auch ich gerne bereit, ein solches Bündnis mit ihm einzugehen. Der Gedanke war aufregend und niederschmetternd zugleich. Ich war immer noch gefangen und so sehr ich es auch wollte, Mitja war für mich unerreichbar.



Ich muss wohl über diese erschöpfenden Gedankengänge eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, brauchte es mehr als einen Augenblick, um zu begreifen, dass ich mich nicht mehr in meinem Versteck, sondern in einer ungemütlichen Zelle im Zwingturm befand.

Die Luft war eiskalt. Ein fahles Licht erhellte meine Umgebung und ich sah, wie mein Atem in weißen Wölkchen aus mir entwich. Dann blickte ich zur Zellentür und schreckte zurück, als ich erkannte, dass ich mich von Angesicht zu Angesicht einem Rachegeist gegenübersah, der lautlos über dem Boden schwebte und mich aus seinen verdammten, leeren Augenhöhlen anstarrte. Ich weiß nicht, wie lange er dort schon auf mich gewartet hatte, doch mein ganzer Körper zitterte plötzlich.

Es ist diese Eiseskälte, durch die normale Menschen die Rachegeister wahrnehmen, auch wenn sie sie nicht sehen können. Der Lufthauch, der die Haare aufrichtet und einen schütteln lässt. Ich jedoch sah den Geist, sein bleiches Gewand, das ihm bis auf die mageren Füße fiel, die fleischlosen Glieder und die Ohren so löchrig, als hätte eine Ratte sie angeknabbert. Er beugte seinen kahlen Schädel zu mir hinunter und ich wich zurück, bis mein Rücken an die Zellenwand stieß.

Dieser Geist war anders als der der Hexe. Er griff mich nicht an wie ein rasendes Tier ohne Verstand. In seiner bewegungslosen und stummen Haltung machte er mir jedoch nicht weniger Angst. Ich leckte über meine trockenen Lippen und wir starrten uns an. Eine kleine Ewigkeit verging, bis ich irgendwo in mir den Mut fand, um zu sprechen. Es schien verrückt, sich mit einem Geist zu unterhalten. Doch ich musste mich einfach vergewissern, dass meine Stimme noch funktionierte und ich nicht träumte. Und da war auch Hoffnung. Darauf, dass der Geist nicht ohne Grund hier war.

»Schickt Mitja dich vielleicht?«, fragte ich.

Doch der Geist blieb stumm und starrte mit einer Unbewegtheit auf mich hinab, die meine Angst nur noch steigerte. Es war diese ständige Angst, die mich so wütend machte, dass ich schließlich handelte. Handeln musste. Ich konnte den Geist sehen. Warum sollte ich ihn nicht beherrschen können, wie Mitja es tat?

Mit einer entschlossenen Bewegung kroch ich auf den Geist zu und berührte seine Wange. Mein Finger glitt durch seine Haut und fühlte keinen Widerstand.

»Wenn dich Mitja schickt, dann sag mir, wo er ist«, befahl ich dem Geist.

Die Antwort kam sofort. Seine fleischlose Hand zeigte nach oben. Eine wilde Freude erfasste mich. Der Geist verstand mich. Und er hatte mir geantwortet. Mitja war also noch im Zwingturm.

»Dann sag ihm, dass ich hier unten bin. Sag ihm, dass ich dich sehen kann und dass ich sein Wissen teilen will.«

Mein Herz pochte vor Aufregung. Würde der Geist die Nachricht überbringen? Der Mund mit den dünnen Lippen verzog sich zu einem Grinsen. Der Anblick war so unerträglich, dass ich meinen Finger schnell zurückzog. Sein kahler Schädel erhob sich in die Höhe. Der Geist verschwand durch die Decke meiner Zelle und ließ mich allein zurück, während ich die Knie mit meinen Armen umschlungen hielt und versuchte, die Kälte abzuschütteln, die mir durch Mark und Bein ging.

Der Geist kam in dieser Nacht nicht mehr zurück. Ich hörte das Husten und das Winseln der Kranken und die Hoffnung, so närrisch sie auch sein mochte, die ich in den Geist und in den Totengräber setzte, wurde von der lastenden Dunkelheit, die mich umgab, im Keim erstickt.



»Sie kommen gleich.« Wassilis Stimme riss mich hoch.

Ich war in einen unruhigen Schlaf gefallen und kam nur langsam wieder in die steinerne Wirklichkeit meines Verlieses zurück. Ich kroch zur Durchreiche und blickte in den Tunnel. Nirgends war ein Anzeichen eines Wärters zu sehen, kein Geräusch, kein noch so kleines Licht.

»Ich wünschte, sie würden sich beeilen«, sagte Wassili. »Doch sie haben alle Zeit der Welt, während mir nur lächerliche Minuten verbleiben. Unsere kurze Begegnung nähert sich also dem Ende.«

Ich hatte keine Ahnung, woher Wassili wissen konnte, dass sie ihn abholen würden. Vielleicht entwickelte man in Gefangenschaft einen Sinn für die Routine der Gefangenenwärter, die ans Übernatürliche grenzte. Was jedoch schwerer wog, war die Tatsache, dass ich keine Ahnung hatte, was ich Wassili als letzte Worte mitgeben sollte.

Was konnte man jemandem wünschen, der im Begriff war, seinen letzten Gang auf dieser Welt anzutreten? Kein Wort schien die Ungeheuerlichkeit, die so sicher und endgültig vor einem lag, erleichtern zu können. In meiner eigenen Trostlosigkeit war ich unfähig, Zuversicht zu spenden. Vielleicht wurde die Fähigkeit auch nur überlagert von einem Gefühl, das mir nicht gut anstand: Ich bedau-

erte es zutiefst, dass sie Wassili töten würden, noch bevor er mir alles über die Hexen gesagt hatte. Meine Gier nach dem verborgenen Wissen war noch lange nicht gestillt. Anstatt Gedanken an meine letzten Worte zu verwenden, gab ich meiner Neugier nach.

»Eines musst du mir noch sagen, Wassili. Sind die Hexen wirklich so mächtig, wie die Leute behaupten? Können sie es mit dem Totengräber aufnehmen? Hat dir Anuschka irgendeinen Hinweis gegeben, wer Mitja wirklich ist?«

»Kumpel, ich bin nur ein ganz kleines Rad in diesem Getriebe. Wer kann schon sagen, was die Hexen wirklich denken? Doch du hast mir die Wahrheit gesagt. So will ich es auch tun. Als Anuschka zu mir kam, wusste sie bereits alles von unserer Rebellion, ebenso wie die Absicht des Königs, eigene Truppen auszuheben. Mir schien es so, als könnten die Hexen sein Heer in einer einzigen Nacht aufreiben und den König gefangen nehmen. Dennoch haben sie es bis jetzt nicht getan. Ich war froh, Anuschka auf unserer Seite zu haben, sicherlich. Doch wenn du das Feuer in ihren Augen gesehen hättest, wüsstest du, dass man ihnen nicht trauen kann. Sie verfolgen ihre eigenen Ziele und wäre unsere Rebellion dabei im Weg gewesen, sie hätten uns, ohne zu zögern, den Rücken gekehrt. Diese Anuschka war ein Teufelsweib, das sag ich dir. Fanatisch, ja, ich glaube, das ist das richtige Wort, um sie zu beschreiben. Ich bin froh, dass sie nicht mein Weib war. Herrgott, schon bald werde ich mein Mädel dort oben wieder sehen. Sie hat mir doch sehr gefehlt.«

Wassili schweifte wieder ab und erzählte von seiner Ehefrau, die vor Jahren an der Pest gestorben war. Ich hörte zu, so ruhig ich konnte, bis ich das Licht einer Fackel sah, die um die Biegung des äußeren Rings schien. Wassili konnte reden wie ein Wasserfall. Nur die Zeit lief uns davon.

»Aber wem kann ich trauen?«, unterbrach ich ihn unsanft. »Den Hexen wohl nicht. Aber was ist mit Mitja?«

Wassili verstummte und ich fürchtete schon, ich hätte ihn mit meinem ungestümen Worten verärgert. Doch seine Stimme klang gelassen, als er antwortete.

»Vertraue nicht den Hexen. Sie verbünden sich mit dir und im nächsten Moment brechen sie dir das Genick, wenn es ihnen passt.«

»Also doch lieber dem Totengräber vertrauen?«

Mittlerweile konnte ich das Geräusch schwerer Stiefel hören und die lauten Stimmen der Konstabler.

»Wenn du wirklich meinen Rat hören willst, dann bring dich niemals in eine Situation, in der du der einen oder der anderen Seite trauen musst. Glaub mir, diese Angelegenheiten sind zu hoch für dich oder mich.«

Als das Licht der Fackel schon so nah herangekommen war, dass es mich blendete, verkroch ich mich in der Dunkelheit meiner Zelle. Ich hörte, wie sie die Tür zu Wassilis Verlies aufschlossen und ein Konstabler ihm befahl, aufzustehen. Es waren zwei Männer. Ihre Gesichter waren von meiner Zelle abgewandt, so dass ich sie nicht sehen konnte, doch ihre glänzenden Messingknöpfe und sauberen Uniformen wirkten hier unten, wie aus dem Rahmen gefallen.

Im Schutz meiner Zelle sah ich, wie Wassili aus seinem Loch hervorgekrochen kam. Seine spindeldürren Beine ragten unter einer aufgerissenen Hose hervor und zitterten unter dem ungewohnten Gewicht seines Oberkörpers. Wie erwartet, war da nicht ein Gramm Fett an seinem Körper. Die geraden Knochen der Arme und Beine traten sichtbar hervor, die verkümmerten Muskeln waren langgestreckte Inseln, die der Hunger unterspült hatte. Er stützte sich an der Wand ab und hielt den Arm erhoben, um seine Augen vor dem Licht der Fackel zu schützen. Es fehlte nicht mehr

viel und man hätte ihn für einen der Rachegeister halten können. Ich sah auch sein intelligentes Gesicht und die Augen, die die Konstabler gefasst anblickten. Er sah nicht so aus, wie ich mir jemanden vor seiner eigenen Hinrichtung vorgestellt hatte.

»Jetzt ist meine Stunde, Männer«, sagte er mit einem gespenstischen Grinsen. »Seht es mir nach, wenn ich nicht mehr gut zu Fuß bin. Die Rebellion macht einen Mann schnell müde. Ich wünsche euch von Herzen den Tod und euren Familien die Krätze an den Hals.«

Ich hielt die Luft an. Niemand außer Mitja hätte gewagt, so mit den Konstablern zu sprechen. Hier unten waren sie die Herren über Leben und Tod. Doch was kümmerte es Wassili. Sein Pendel war bereits zu einer Seite ausgeschlagen. Selbst die Konstabler schienen für einen Moment zu verblüfft, um zu reagieren.

Doch der Augenblick verging. Einer der Männer zog seinen Knüppel und schlug ihn auf Wassilis Rippen. Seine Kraft hatte gerade so gereicht, um sich selbst auf den Beinen zu halten. Jetzt brach er mit einem Winseln zusammen. Wie konnte ich die dreifüngrige Hand, die diesen Knüppel mit solcher Niedertracht führte, nur vergessen? Es war niemand anderes als Kolja, der diesen Schlag geführt hatte. Die tiefen Kerben seines Gesichts – Kinder der niederen Leidenschaften, die ihn so sehr durchdrangen – zogen sich bedrohlich zusammen.

»Noch bist du nicht tot. Denk dran, deine verbleibenden Stunden gehören uns.«

Er holte erneut aus, aber der Konstabler neben ihm kam ihm zuvor. »Lass ihn in Ruhe. Wenn er hier unten verreckt, bin ich es, der ihn hochtragen muss. Ohne mich.«

Selbst Kolja brachte genug Verstand für diese Erkenntnis auf. Er ließ es geschehen, dass Wassili mühsam auf die Beine kam. Seine Rippen mussten gebrochen sein. Er rang nach Luft. Vielleicht hatten sie seine Lunge eingedrückt. Wassili schien nicht dazu in der Lage zu sein, noch ein Wort zu sprechen.

Ich presste mich an die Tür meiner Zelle und sah wortlos zu, wie der kümmerliche Rest des gefürchteten Großbauern vor dem Konstabler den Gang entlangwankte.

Auf Bald, Wassili! Bald schon werden wir uns wieder sehen.

Beunruhigt stellte ich fest, dass Kolja vor unseren Zellen stehen blieb und keine Anstalten machte, den beiden zu folgen.

